

Quelle: NZZ Online, 20. Januar 2004,

Die NZZ vom 20 Januar 2004 beinhaltet mehrere Artikel zum Thema „Geschlecht und Bildung“. Ein Beispiel dazu:

Knaben in Not?

Geschlechterdifferenz als Schlüssel fruchtbarer Bildung

In den Debatten über mögliche geschlechtstypische Gründe von schulischem Erfolg und Misserfolg sind zwei Aspekte in letzter Zeit hervorgehoben worden: die gegenüber Mädchen relativ schlechteren Schulleistungen von Knaben und der «Überhang» an Lehrerinnen in der Grundschule. Beides sind wichtige Probleme - doch ihre ursächliche Verknüpfung ist vorschnell, weil sie verschiedene Ebenen miteinander vermischt.

Von Barbara Rendtorff, Vertretungsprofessorin an der Universität Halle-Wittenberg

Sichten wir zunächst die Ergebnisse empirischer Forschungen. Unbestreitbar finden wir bei Mädchen in den letzten Jahrzehnten einen kontinuierlich wachsenden Schulleistungserfolg, ebenso unbestreitbar fallen Knaben aller Altersstufen in der Schule durch allerlei «Störungen» auf - eine Tatsache, die sicherlich erklärungsbedürftig ist. Aber auch heute noch ist auffällig, dass Mädchen in Bezug auf ihre kognitive Leistungsfähigkeit spätestens im Jugendalter ein deutlich geringeres Selbstvertrauen haben als Knaben, und zwar unabhängig von ihren Leistungen, und dass sie in der Pyramide der Bildungsabschlüsse nach oben hin immer weniger werden. Mädchen sind folglich zwar in der Schule notenmässig besser, sie arbeiten auch mehr für die Schule als Knaben, aber sie können ihren Schulerfolg nicht entsprechend für sich nutzbar machen.

Unabhängig von ihren Noten zeigt sich dagegen bei Knaben eine Tendenz zur Überschätzung ihrer Leistungen - was sie einerseits selbstsicherer macht in Bezug auf ihre kognitiven Fähigkeiten und sie optimistischer an die Schulanforderungen herangehen lässt, andererseits aber dazu führen kann, dass sie ihre tatsächlichen Schwächen nicht erkennen. So können viele Knaben ihren Optimismus letztlich nicht in gute Leistungen umsetzen. Bei den Mädchen dagegen führen die besseren Leistungen nicht zu einer allgemein positiven und optimistischen Lebensorientierung in Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit in Studium oder Beruf. Ein Ergebnis von Lebenserfahrungen

Warum das so ist, lässt sich nicht so einfach beantworten. Da wir aber nach dem Wissensstand seriöser Empirie angeborene kognitive Begabungsunterschiede ausschliessen dürfen, kann das Selbstkonzept nur als Ergebnis der Lebenserfahrungen von Individuen aufgefasst werden und können Geschlechtstypiken in der kognitiven Entwicklung nur Effekte von Sozialerfahrungen sein. Sogenannte «Baby-x-Versuche» haben beispielsweise gezeigt, dass Erwachsene einen vermeintlich weiblichen Säugling als kleiner, zarter, niedlicher und ängstlicher beschreiben, als wenn ihnen dasselbe Kind als Knabe vorgestellt wird.

Die Art, wie es angesprochen wird, geht aber strukturierend in das Körperbild, die Selbst- und Weltwahrnehmung des Kindes ein. Sozialisationsbedingte Einflüsse aufs Selbstbild sind also zu jedem Zeitpunkt eines Kinderlebens wirksam und übermitteln so gesellschaftliche Strukturierungen - angefangen bei stillschweigenden

Übereinkünften darüber, wer für welche Arbeit «geeigneter» sei, bis zu geschlechtstypischem Habitus und der Verteilung von Verantwortungen.

Dabei fällt nicht erst seit der PISA-Studie immer wieder ein knabentypisches Problem in der allgemeinen Sprachkompetenz auf, und zwar insbesondere darin, Gelesenes «mit eigenen Erfahrungen, Wissensbeständen und Ideen in Beziehung zu setzen», so der deutsche PISA-Bericht. Dies nun ist ein interessanter Aspekt. Denn sicherlich nicht zufällig ist das «In-Beziehung- Sein» oder «Sich-Beziehen auf etwas» eine für die Beschreibung von Weiblichkeit sehr typische Figur, wie auch die Sprache als Medium, das Beziehungen herstellt und organisiert, eher den Frauen und Mädchen zugeordnet und deshalb dort auch eine weibliche Überlegenheit erwartet und hergestellt wird.

So zeigt etwa Helga Kotthoff anhand verschiedener Studien über geschlechtstypisches Sprachverhalten, dass Mädchen tendenziell eher als emotional und bindungsbetont gesehen und entsprechend behandelt werden. Die Übernahme dieser Erwartungen in ihren Habitus und die «habitualisierte Beziehungsorientierung» zeigt Wirkungen in ihrem Sprechverhalten. Die grössere Emotionalität von jungen Mädchen und Frauen in Unterhaltungen wäre dann nicht unbedingt ein Hinweis auf eine grössere «Tiefendimension des Fühlens», sondern ein angewöhntes «Ausdrucksverhalten».

Klischees der Geschlechter

Mit Männlichkeit wird in unserem Kulturkreis typischerweise Selbständigkeit und Stärke verbunden und bei kleinen Knaben gefördert. Ihr Optimismus und ihr Selbstvertrauen ist also gewissermassen ein «geliehenes Bild», das sich aus der gesellschaftlich tradierten Vorstellung männlicher Überlegenheit ableitet. Aber es unterschlägt zugleich oftmals die Anlehnungsbedürftigkeit der kleinen Knaben, ihren Wunsch nach Kleinsein. Die daraus entstehende Spannung wirkt sich negativ auf ihre Sozialkompetenz aus, wenn sie Schwäche bei anderen verachten aus Furcht, der eigenen darin zu begegnen. Die Vorstellung, Mädchen seien von Natur aus sozialer, bindungsbetonter und angewiesener auf Beziehungen, führt zu ihrer verstärkten Förderung in Sozialkompetenzen und wirkt sich negativ auf ihre Selbstkompetenz, ihren Eigensinn und ihre Unabhängigkeit aus. So passt es durchaus ins Bild, wenn Mädchen und Frauen positive Leistungsergebnisse tendenziell eher auf äussere Gründe zurückführen, Knaben und Männer dagegen eher auf Begabung und Können. Die grössere motorische Unruhe von Knaben und die grössere Anpassungsbereitschaft von Mädchen in der Grundschule können also sehr wohl plausibel als Effekte einer (oft unbemerkten) geschlechtstypisierenden Erziehung aufgefasst werden.

Die Frauen haben sich in den letzten Jahrzehnten zweifellos einen grossen Zuwachs an Entwicklungsmöglichkeiten, Berufswegen und Lebensentwürfen erarbeitet: Das zeitgemässe Frauenbild beansprucht nahezu alles, was auch Männer haben und können, hat aber darüber hinaus auch die traditionell weiblichen Züge noch exklusiv beibehalten. Aber die Männer haben diese gesellschaftliche Debatte nicht für ihr eigenes Geschlecht geführt, denn was steht dem veränderten Frauenbild auf der männlichen Seite gegenüber? Man muss sicherlich davon ausgehen, dass die jungen Männer heute tendenziell verunsichert sind: Macho sollen sie nicht sein, alles andere tun die Frauen selbst. Was ist dann noch in einem positiven Sinne männlich? Mehr Männer nötig - aber die richtigen

Selbstverständlich brauchen kleine Kinder eine Orientierung in ihr Geschlecht hinein - und verunsicherte, zudem an ihnen nicht wirklich interessierte Männer sind eine denkbar schlechte Orientierungshilfe. Und wie immer in verunsicherten gesellschaftlichen Situationen wächst so sicherlich auch die Gefahr (oder die Verlockung), zu überholten, rigiden, aber deshalb Halt versprechenden Vorbildern zurückzukehren. Der «Überhang» an weiblichem Lehrpersonal ist nicht deshalb problematisch, weil Lehrerinnen Frauen sind, sondern weil die Abwesenheit von Männern eine Geringschätzung des kindlichen Lebens- und Bildungsraumes anzeigt.

Nicht zuletzt deshalb hat die Frauenforschung seit langem das stärkere Engagement von Männern in der Erziehung gefordert - aber bekanntlich sind ja die kindnahen Bereiche Kindergarten und Schule gerade deshalb gesellschaftlich so wenig anerkannt, weil sie als quasimütterlicher Bereich typisch weiblicher Tätigkeit abgewertet worden sind, sehr zum Nachteil aller Kinder. Die Forderung, mehr Männer als Erzieher und Grundschullehrer einzustellen, ist folglich zwar sympathisch, reicht aber keineswegs aus - denn Mann-Sein alleine ist ja leider noch kein Garant für eine differenzierte und reflektierte Art, mit Geschlechtsstereotypen umzugehen. Für alle Erwachsenen, die mit Kindern arbeiten, ist es deshalb unabdingbar, sich mit dem Thema «Geschlechterdifferenz» auseinandergesetzt zu haben, um differenzierte Handlungsmöglichkeiten für sich selbst und für die Mädchen und Knaben zu entwickeln.

Neuste Publikation: Kindheit, Jugend und Geschlecht, Beltz- Taschenbuch 148, Weinheim 2003.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter: <http://www.nzz.ch>